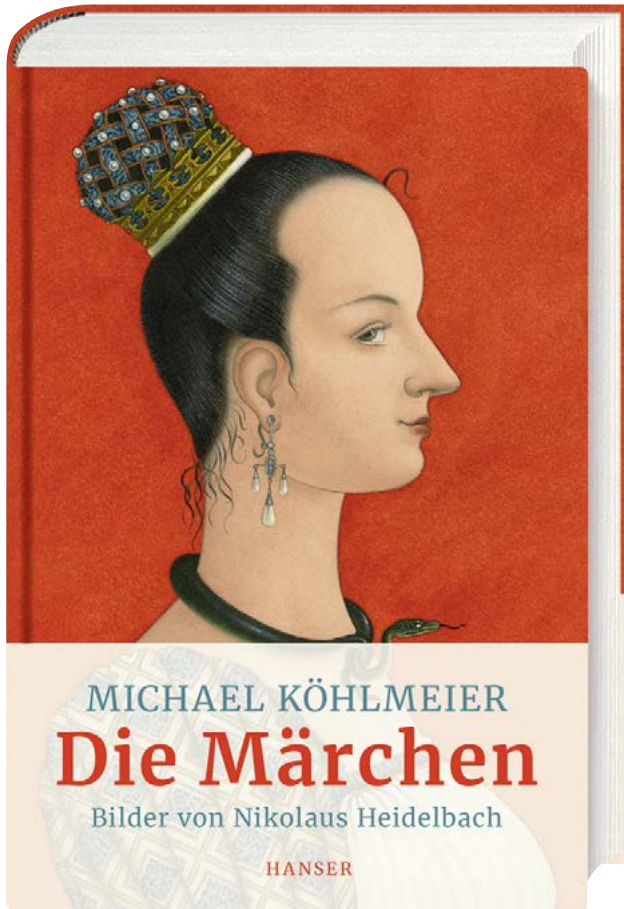


Leseprobe aus:

Michael Köhlmeier
Die Märchen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2019

HANSER





MICHAEL KÖHLMEIER

Die Märchen

Mit Bildern von
Nikolaus Heidelbach

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26374-1

© 2019 Carl Hanser Verlag GmbH & Co KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: Nikolaus Heidelberg

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Litho: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Die Märchen

Bruder und Schwester

Es war einmal eine Mutter, die keinen Mann mehr hatte, weil der über alle Berge davon ist, aber ihre Kinder hatte sie noch, einen Buben und ein Mädchen, der Sohn war gerade um ein Jahr älter als die Tochter. Die hatten es nicht gut, die beiden; weil nämlich die Mutter nicht gut zu ihnen war. Aber sie haben es doch gut gehabt, nämlich weil sie einander so lieb hatten. Nie hat der Bruder Brombeeren gefunden im Wald, ohne der Schwester die Hälfte davon mitzubringen. Und nie ist der Bruder in der Nacht eingeschlafen, ohne dass ihn die Schwester zugedeckt und geküsst hätte.

Das hat sich in der Gegend um Regensburg zugetragen. Oder war es in der Gegend um Augsburg? Oder in der Gegend um Coburg? So viele Burgen, wer kennt sich da aus! Auf jeden Fall ist es lang, lang her.

Die Mutter war, wie gesagt, nicht gut zu ihren Kindern. Nur geschimpft hat sie mit ihnen. Kleingemacht hat sie die Tochter, mit der Rute gefitzt hat sie den Sohn. Gleich, was die beiden taten, wie sehr sie sich auch bemühten, sie konnten es der Mutter nicht recht machen. Den ganzen Tag freuten sich Bruder und Schwester auf die Nacht, wenn sie endlich beieinanderliegen und einander festhalten und trösten konnten. Sie wärmten sich im Winter gegenseitig, denn die Mutter nahm ihnen die Decke weg und brauchte sie für sich selbst. In den Sommernächten aber erzählten sie einander Geschichten, und in diesen Geschichten kamen sie selbst vor und waren glücklich.

Und dann waren Bruder und Schwester in dem Alter, wo es nicht lange mehr dauert, dass aus Kindern Erwachsene werden.

Die Mutter packte die Tochter am Arm und drohte: »Wenn ich dich erwische! Wehe, wenn ich dich mit einem Kerl erwische! Dann schlage ich dich tot! In deinem Leben hat ein Mann nichts verloren!«

»Lass sie!«, rief der Sohn, aber da hatte er auch schon eine gefangen.

»Lass den Bruder«, rief die Tochter. Dafür musste sie den Haufen Wäsche ganz allein waschen.

So ging das. Und es wurde immer schlimmer.

In der Nacht umarmten sich Bruder und Schwester. Und auf einmal war eine Leidenschaft in ihm. Er konnte sich nicht dagegen wehren. Er hatte Angst davor. Und schämte sich. Aber die Leidenschaft war da. Was sollte er nur tun?

Im Nachbardorf wurden Kartoffeln billig angeboten. Die Mutter schickte Bruder und Schwester mit dem Handwagen los. Aber es war weit, und Bruder und Schwester mussten unterwegs übernachten. Sie legten sich unter einen Baum und umarmten sich, wie sie es immer getan hatten.

Da sagte der Bruder: »Schwester, ich liebe dich.«

Und sie sagte: »Ich liebe dich auch, das weißt du.«

Und er sagte: »Ich liebe dich aber anders als bisher.«

Und sie liebte ihn auch anders als bisher.

»Es ist verboten«, sagte der Bruder. »Was machen wir nur?«

»Unter Menschen ist es verboten«, sagte die Schwester, »aber nicht unter Tieren. Tun wir so, als wären wir Wölfe. Heulen wir und knurren wir, dann kann der Himmel nichts dagegen haben.«

Sie taten wie Wölfe, sie heulten und knurrten und liebten sich wie Wölfe.

Und bald sah die Mutter, dass sich ihre Tochter nicht an ihr Verbot gehalten, dass sie sich mit einem Mann eingelassen hatte, und sie wollte sie erschlagen. Der Bruder riss die Schwester an sich, beschützte sie, niemand durfte ihr ein Leid zufügen, und wäre es die eigene Mutter, er hätte sie entzwegehauen.

»Hier können wir nicht bleiben«, sagte er.

»Aber wohin sollen wir gehen?«, fragte die Schwester.

Da schnitzte der Bruder einen Bogen, spannte eine Sehne auf, fertigte aus einem Schilfrohr einen Pfeil und schoss den Pfeil in den Himmel, und wie ein Stern mit einem Schweif blieb der Pfeil am Himmel hängen. »Wir folgen ihm nach«, sagte der Bruder. »Er führt uns.«

Und so zogen Bruder und Schwester los.

Die Schwester kam nieder und brachte ein Wölfchen zur Welt. Das sah so lieb aus! Ein weißes Fell hatte es und an der Brust einen schwarzen Streifen, die Schwanzspitze war braun, ebenso das Fell an den Pfoten. Sie machten Rast



und blieben an dem Ort und waren eine Familie, bis das Wölfchen ein Wolf geworden war.

»Wir gehen jetzt«, sagten Bruder und Schwester zu dem Wolf. »Du kannst dein Leben allein führen. Das ist besser. Wenn dir jemand etwas Böses tun will, beiß ihn. Wenn jemand Hilfe braucht, hilf ihm.«

Der Pfeil war immer noch oben am Himmel und sah immer noch aus wie ein Stern mit einem Schweif, und Bruder und Schwester folgten ihm und zogen weiter in die Welt hinein.

Und dann lagen sie wieder unter einem Baum, und es war Nacht, und die Leidenschaft war wieder in ihnen, und der Bruder sagte: »Was sollen wir nur tun? Es ist verboten.«

»Unter Menschen ist es verboten«, sagte die Schwester, »aber nicht unter Pflanzen. Tun wir so, als wären wir zwei Brombeerstauden. Wachsen wir und blühen wir und tragen wir Früchte, dann kann der Himmel nichts dagegen haben.«

Sie taten wie Brombeerstauden, sie wuchsen und blühten und liebten sich. Neun Monate später kam die Schwester nieder und brachte eine Brombeerstaude zur Welt. Die war zart und von einem so lieblichen Grün, dass ihre Eltern nicht aufhören mochten, sie zu streicheln und zu küssen. Sie pflanzten sie an einer windgeschützten Stelle ein und gossen sie und schnitten ihre Triebe, jäteten das Unkraut um ihren Stamm, und als sie die ersten Beeren ernteten, sagten sie:

»Wir gehen jetzt. Du kannst dein Leben allein führen. Das ist besser. Wenn dir jemand etwas Böses tun will, stich ihn. Wenn jemand Hilfe braucht, hilf ihm.«

Der Pfeil war immer noch oben am Himmel und sah immer noch aus wie ein Stern mit einem Schweif, und Bruder und Schwester hoben den Kopf und sahen hinauf und folgten dem Pfeil und zogen in die Welt hinein.

Sie kamen ins Gebirge, stiegen höher und höher, bis keine Pflanzen und keine Tiere mehr waren, es war heiß am Tag und kalt in der Nacht. Sie krochen in eine Höhle und schmiegteten sich aneinander, und da kam wieder die Leidenschaft.

»Ich weiß, was du sagen wirst«, sagte die Schwester zum Bruder. »Du wirst sagen, wir dürfen das nicht.«

»Ja«, sagte der Bruder, »wir dürfen das nicht. Und hier gibt es keine Tiere mehr und keine Pflanzen. Was sollen wir nur tun?« Und er weinte, denn die Leidenschaft war groß in ihm.

»Tun wir so, als wären wir Steine«, sagte die Schwester. »Dann kann der Himmel nichts dagegen haben.«

Sie taten wie Steine, lagen schwer beieinander, kalt seine Haut, kalt die ihre, und nach der Zeit brachte die Schwester einen Stein zur Welt. Der war wie ein Edelstein, er funkelte in der Sonne, und wenn man daran leckte, glänzte er nicht weniger als Gold.

Aber bald schon sagten sie zu dem Stein: »Wir gehen jetzt. Du kannst dein Leben allein führen. Das ist besser. Wenn dir jemand etwas Böses tun will, erschlag ihn. Wenn jemand Hilfe braucht, hilf ihm.«

Der Pfeil hing immer noch am Himmel über ihnen, und immer noch sah er aus wie ein Stern mit einem Schweif, nicht anders als der Stern von Bethlehem, und Bruder und Schwester zwinkerten ihm zu und folgten ihm, wohin er sie führte, und zogen in die Welt hinein.

Und dann fiel der Pfeil vom Himmel herunter und landete auf dem schönsten Stück Land, das sie je gesehen hatten. Da war ein Bach, der führte gutes Wasser, da waren Bäume, die spendeten guten Schatten, der Boden war fruchtbar und roch gut, da waren Steine, aus denen Bruder und Schwester ein Haus bauten.

»Jetzt sind wir Mann und Frau«, sagte der Bruder. »Wenn jemand kommt und mich fragt, dann sage ich: Dies ist meine liebe Frau.«

Und die Schwester sagte: »Und ich sage, dies ist mein Mann, der liebe.«

Sie kamen überein, dass sie endlich so tun können wie Menschen. Sie legten sich zueinander und umarmten sich und küssten sich und sagten einander die schönsten Dinge ins Ohr und liebten sich, wie sich Menschen lieben.

Und nach neun Monaten brachte die Frau ein Menschlein zur Welt. Ein Mädchen war es. Ist es nötig zu beschreiben, wie lieb das Mädchen war, wie süß der Atem war, wie zart die Fingerchen, wie gut die Haut roch, wie entzückt Vater und Mutter waren, wenn ihr Kindchen lachte, wie besorgt sie waren, wenn es weinte?

Sie kehrten das Haus, pflegten den Garten, waren eine Familie, lernten Freunde kennen, luden Freunde ein. Der Mann sagte: »Das ist meine liebe

Frau, das unsere liebe Tochter.« Die Frau sagte: »Das ist mein Mann, der liebe, das ist unsere Tochter.«

Und dann war das Mädchen in dem Alter, wo es nicht lange mehr dauert, dass aus einem Kind ein Erwachsener wird.

Da schoss der Vater den Pfeil in den Himmel, und die Mutter sagte: »Jetzt musst du gehen. Es ist besser so. Folge dem Pfeil. Wenn du einen Stein triffst, der wie Gold glänzt, der ist dein Bruder, nimm ihn mit. Wenn du eine Brombeerstaude triffst, deren Früchte süßer sind als alles, sie ist deine Schwester, nimm sie mit. Wenn du einen weißen Wolf triffst, dessen Brust schwarz ist und dessen Pfoten braun sind, er ist dein Bruder, nimm ihn mit. Und wenn du jemanden triffst, der dich liebt, bau aus dem Stein ein Haus, grab die Brombeere ein, der Wolf wird euch beschützen.«

Genau so hat es sich in der Gegend um Regensburg zugetragen. Oder war es in der Gegend um Augsburg? Oder in der Gegend um Coburg? So viele Burgen, wer kennt sich da aus! Auf jeden Fall ist es lang, lang her.

Trotzkopf und Dickbauch

Es lebte einst ein Geschwisterpaar am Ufer der Donau, keine Fahrradstunde von der Mündung des Inn entfernt. Der Bub war ein fürchterlich Hässlicher, der obendrein einen Lacher hatte, bei dem es einen schüttelte, nicht zum Hinhören. Das Mädchen hingegen, was soll ich sagen, war schön, als wär sie aus der Sonne herausgebrochen worden, umweht von einem Duft, der höchstpersönlich von der Natur zusammengemixt und jeden Morgen auf die Haut gehaucht wurde. Und wenn sie lachte, konnte man ein leises Rucken in den Baumwipfeln sehen. Warum? Weil die Blätter sich anschauen wollten, woher diese kristallklare Musik kommt. Kurz: ein Schmaus, dieses Kind.

War der Bruder neidisch? Keine Spur. Und trotzdem sagten alle, nämlich die Leute: »Der ist neidisch.« Und alle, nämlich die Leute, sagten: »Kein Wunder, dass er neidisch ist. Wer wär an seiner Stelle nicht neidisch.« Und zu ihm sagten sie: »He, sei doch nicht so neidisch, du! Nur weil du hässlich bist wie der Inbegriff und einen Lacher hast, dass einem fast das Kotzen kommt, musst du ja nicht gleich so furchtbar neidisch auf dein hübsches Schwesterchen sein.«

Und er, der Bub, antwortete: »Ich bin doch gar nicht neidisch. Nicht die Spur!«

Und die Leute: »Jetzt tu nicht so! Gib es zu!«

Und er: »Nein, ich bin nicht neidisch!«

»Gib es zu!«

»Nein!«

»Gib es zu!!«

»Nein!!«

Da nannten sie ihn den Trotskopf. Zu allem dazu.

Und die Schwester? Was sagten die Leute über die Schwester? Das sagten

sie: »Überheblich ist sie.« Aber sie war nicht überheblich. Nicht die Spur. Die Leute sagten: »Kein Wunder, dass sie überheblich ist. Wer an ihrer Stelle wäre nicht überheblich. Und zu ihr sagten sie: »He, sei doch nicht so überheblich! Nur weil du eine Schönheit bist und gut riechst und lachen kannst, dass sogar einer Leberwurst das Herz aufgeht, brauchst du noch lange nicht überheblich zu sein und auf deinen Bruder herabzublicken.«

Sie sagte: »Das tu ich doch gar nicht.«

Und die Leute: »Doch tust du es! Gib es zu!«

Und sie: »Nein!«

»Gib es zu!«

»Nein!«

»Gib es zu!!«

»Nein!!«

Da sagten die Leute: »Wart nur ab, du, bis du alt wirst. Die Schönsten werden die Hässlichsten. Jetzt bist du schlank, aber wart nur, du wirst dick werden wie eine angesoffene Krott.« Und vorausschauend nannten sie die Schwester Dickbauch.

Da waren also Trotzkopf und Dickbauch, und sie liebten einander und waren immer Freunde, und das, obwohl sie Geschwister waren. Mit den Leuten aber hatten sie abgeschlossen. Auf die hielten sie nichts mehr. Die Leute hassten alles, was nicht mittelmäßig war, ob nicht mittelmäßig hässlich oder nicht mittelmäßig schön. Als Mutter und Vater unter die Erde gebracht waren, lebten Trotzkopf und Dickbauch allein in dem Haus, und das Haus stand nahe am Wasser, so nahe, dass sie am Morgen nur den Krug aus dem Fenster strecken mussten, um Wasser für den Kaffee zu schöpfen. Und merkwürdig war auch, dass neben ihrem Haus das sauberste Wasser war, und nur dort.

Und dann noch: Oftmals blieb sonst noch etwas an der Hand hängen. Zum Beispiel ein Sack mit Gemüse, der von einem Donauschiff gefallen war, der schwamm so dahin und blieb zufällig an der Hand vom Trotzkopf hängen, als der grad Wasser schöpfen wollte, gutes Gemüse, viel Gemüse. Ein andermal blieb eine Kiste mit feinsten Backwaren an der Hand vom Dickbauch hängen. Oder ein Käserad, wer weiß, woher, tauchte just neben dem Haus aus den Wogen, guter Käse, viel Käse. Von den Schinken und Speckseiten gar nicht zu reden! Ein anderes Mal war es eine Schatulle mit Schmuck, und der Schmuck



stand Dickbauch sehr gut, und sie war noch schöner. Oder feine Kleider. Oder interessante Lektüre. Die Donau brachte es. Die Donau sorgte. Wenn man das so erzählt, ich weiß schon, will das einem keiner glauben, aber es war so, genau so. Die beiden brauchten ihr Häuschen gar nicht zu verlassen, um sich Nahrung zu beschaffen und alles andere, das tat ganz von allein die Donau. Die Donau brachte es. Die Donau sorgte. Es war so, genau so, da könnt ihr die Stirn runzeln, bis euch die Falten das Hirn quetschen: Die liebe Donau hatte einen Narren an den beiden gefressen. Es ist nämlich eine Wahrheit: Naturerscheinungen wie Flüsse oder Baumwipfel lieben alles, was nicht mittelmäßig ist, auch das Wetter liebt das nicht Mittelmäßige. Ganz im Gegensatz zu den Leuten.

Die Natur sorgte sich also um Trotzkopf und Dickbauch. Alles bekamen die beiden von der Natur. Und von der Donau, die genau genommen ja auch Natur ist, und vom Wetter, von den Sternen und den Tieren. Zu essen bekamen sie, zu trinken, Bündel von Banknoten schwammen ihnen ins Haus. Auch Dinge, die eigentlich den Nachbarn, den Leuten, gehörten, schwammen auf einmal daher, und niemand hatte eine Ahnung, wie die ins Wasser gekommen waren.

Den Leuten war das nicht wurscht, das könnt ihr mir glauben. Sie legten sich auf die Lauer. Ob sich da nicht irgendetwas zeigt, was man anzeigen könnte.

Eines Tages bekamen Trotzkopf und Dickbauch ein Kind, und das, obwohl sie Bruder und Schwester waren. Der Donau und der übrigen Natur war das völlig wurscht. Und dann bekamen sie ein zweites Kind. Das eine Kind, ein Bub, war schön wie die Mama, das andere, ein Mädchen, war hässlich wie der Papa, unmittelmäßig schön, unmittelmäßig hässlich. Da stand dann die Gendarmerie vor der Tür.

»Abgesehen von der Sünde gegen Gott«, sagte die Gendarmerie, »ist es auch ein Vergehen gegen uns.«

Man hat ihnen die Kinder weggenommen, und Trotzkopf wurde in die eine Zelle gesperrt und Dickbauch in die andere. Das Gericht kam überein, sie seien zum Tode zu verurteilen, zum Tode durch Verbrennen, damit der Rest, der übrig bleibt, sauber und rein sei, weil so etwas Grausiges und Sündiges habe es in dieser Gegend noch nie gegeben.

Also hat man die beiden verbrannt. Was aber sollte man mit der Asche tun? Auf die Felder streuen? Nein, ja nicht! Könnte ja sein, dass noch etwas dranhängt von dem nicht Mittelmäßigen, das dann die Ernte versaut. Also hat man die Asche in die Donau gefegt. Und die Donau hat die Asche aufgenommen. Liebevoll, sage ich euch, liebevoll.

»Macht nichts«, sagte die Donau, »jetzt seid ihr bei mir, jetzt denken wir uns etwas aus gegen die.«

Ein Sturm kam auf, so dass sich die Baumwipfel niederbeugten und das Wasser der Donau berührten, der Regen prasselte nieder und schwemmte das Ackerland fort, der Blitz schlug ein in alles, was höher war als ein ausgestreckter Zeigefinger an der ausgestreckten Hand am ausgestreckten Arm. Kurz, alle Natur kam zusammen, und das ist wie die Hölle für alle, die nur das Mittelmäßige gelten lassen. Zum Beispiel Hochwasser. Wer bei der Donau wohnt, der weiß, wovon ich spreche. Das Hochwasser riss die Häuser weg, ließ nichts von den gepflegten Gärten übrig, Parkplätze wurden abgeräumt, als würden sie mit einer riesigen Spachtel blank geschabt. Sogar in die Kirche hinein fand das Wasser, bis zum Altar schoben sich die Wellen.

Nur ein Haus blieb heil und trocken. Ausgerechnet jenes Haus, das am nächsten am Wasser stand. Nämlich das Haus von Trotzkopf und Dickbauch. Das war ein Wunder. Aber bei Gott, ein schwarzes Wunder war das! Aber ein Wunder war es. Und vor einem Wunder geht den Leuten die Muffe, egal, ob das Wunder schwarz oder weiß ist. Das bedeutete: An das Haus traute sich niemand heran. Das blieb.

Das blieb, bis eines Tages die Kinder von Trotzkopf und Dickbauch kamen, der schöne Bub und das hässliche Mädchen, und in das Haus einzogen. Da wurden die Leute dann doch neugierig, und die Neugier hat ja etwas Mutiges an sich, und so trauten sie sich heran an das Haus. Über das Mädchen sagten sie: »Es ist neidisch, weil es so hässlich ist. Wer wär da nicht neidisch bei einem so schönen Bruder.«

Und einer sagte es dem Mädchen dann ins Gesicht hinein: »Sei doch nicht so neidisch auf deinen schönen Bruder!«

Und das Mädchen sagte: »Ich bin ja gar nicht neidisch!«

»Gib es zu!«

»Nein!«

»Gib es zu!!«

»Nein!!«

Da sagten die Leute: »Die ist ein Trotzkopf!«

Über den Bub, den schönen, sagten sie: »Der ist hoffärtig, weil er wie vom Engel gemalt aussieht.« Und zu ihm sagten sie: »Sei doch nicht so hoffärtig! Hoffart wird büßen, weißt du das nicht?«

»Bin ich aber nicht«, sagte der Bub.

»Gib es zu!!«

»Nein!!«

Da sagten die Leute: »Aus dir wird ein besonders Hässlicher werden.« Und sie nannten ihn Stinkmann. Und das, obwohl er duftete, als hätten sich Rose, Jasmin und Flieder zusammengetan.

So lebten also Trotzkopf und Stinkmann zusammen in dem kleinen Haus direkt an der Donau, und die Leute ...

Die Traurige

Es war einmal eine junge Frau, die wanderte über die Felder, und eines Tages klopfte sie an die Tür eines Bauern und fragte, ob er Arbeit für sie habe. Es war im Sommer, und im Sommer gibt es am Land immer viel zu tun, auf dem Feld wie im Haus. Auf dem Feld wird geschuftet, was Hunger macht, im Haus wird gekocht, damit am Abend der Hunger gestillt werden kann.

»Du kannst in der Küche helfen«, sagte der Bauer.

Er fragte nicht, woher sie kommt, die junge Frau. Warum fragte er nicht? Er hat doch sonst immer gefragt. Man nimmt nicht jeden. Man will doch wissen, wo hat der oder die vorher gearbeitet, gibt es Zeugnisse, was hat der oder die gelernt. Der Bauer hat sich nicht einmal getraut zu fragen, wie sie heißt. Er hat nur gesagt, sie könne in der Küche arbeiten.

Der Grund war, weil sie so geschaut hat. Wie hat sie denn geschaut? So schräg nach unten. Und die Augenbrauen haben sich ein bisschen gehoben, wenn sie geredet hat. Viel gesagt hat sie ja nicht. Und leise hat sie gesprochen. Der Bauer fühlte in sich etwas, er wusste nicht, wie er es benennen könnte. Dieses Gefühl riet ihm, die junge Frau in die Küche zu begleiten – was nicht nötig gewesen wäre, er hätte ihr ja nur den Weg zu zeigen brauchen, so groß war das Haus nicht, dass sie sich darin hätte verlaufen können, und in der Küche waren seine Frau und seine Tochter und zwei Mägde, die genau wussten, wie eine Neue einzulernen war.

»Das ist die Neue«, sagte er zu seiner Frau und zu seiner Tochter und zu den beiden Mägden, und seine Frau zog er beiseite und trug ihr auf: »Bitte, behalte sie im Auge, ich glaube, es geht ihr nicht gut.«

»Bin ich jetzt auch noch ein Doktor dazu?«, gab die Frau zurück. »Genügt es nicht, dass ich den Braten herrichte und die Kartoffeln und den Most vom Keller heraufhole?«

»Schau sie doch an!«, sagte der Bauer und öffnete die Tür ein wenig mehr.
»Schau sie doch an! Ich will ein guter Mensch sein und kein schlechter.«

Die Bäuerin sah die junge Frau, wie sie mitten in der Küche stand, den Blick leicht schräg nach unten, und sie war gerührt. »Ja, gut«, sagte sie, »ich will mich um sie kümmern, auch ich will ein guter Mensch sein und kein schlechter.« Und bekam von ihrem Mann einen Kuss auf die Wange dafür.

Die Traurige machte ihre Arbeit, und sie machte ihre Arbeit gut, alle waren zufrieden mit ihr, und allen tat sie leid, eben weil sie so traurig war. Die Frauen in der Küche meinten, mit Zuwendung wäre vielleicht einiges zu richten, jede meinte das, die beiden Mägde, die Tochter und die Bauersfrau, jede wollte ihre Freundin sein, jede suchte die Nähe zu der Traurigen, und eine war eifersüchtig auf die andere.

Die eine Magd sagte, als sie einmal allein mit ihr war: »Sag doch, was kann ich tun, damit du nicht mehr so traurig bist!«

»Ach, das trau ich mich nicht zu sagen«, bekam sie zur Antwort.

»Aber warum denn nicht?«

»So halt nicht.«

»Bitte, bitte«, drängte die Magd und streichelte der Traurigen über die Haare.

»Ich müsste«, rückte die Traurige schließlich heraus, »ich müsste, ich müsste, ich müsste dringend einmal lachen.«

»Ja, das glaube ich auch. Was kann ich tun, damit du lachst?«

»Das trau ich mich eben nicht zu sagen.«

»Mir kannst du alles sagen. Alles. Ich verrät es niemandem.«

»Schwörst du es?«

Da lief es der Magd heiß durch die Adern. »Ich schwöre«, flüsterte sie.

»Gib Seifenpulver in das Kartoffelpüree«, sagte die Traurige.

Die Magd tat es, und am Abend mussten alle kotzen und noch einiges mehr. Die Traurige aber stieg in den Keller hinab, und dort hat sie gelacht, und einen Tag lang war sie nicht mehr traurig, hat nicht mehr schräg nach unten geblickt, nur einen einzigen Tag allerdings, dann war sie wieder traurig. Die Magd aber ist fristlos entlassen worden.

Dann kam die andere Magd und fragte: »Sag doch, was kann ich tun, damit du nicht mehr so traurig bist!«

»Das trau ich mich nicht zu sagen«, war wieder die Antwort der Traurigen, und nach langem Hin und Her rückte sie heraus, dass sie dringend einmal lachen sollte und dass sie nur lachen kann, wenn die Magd Rizinusöl in den Most gießt. Das hat die zweite Magd getan, und am Abend war das entsprechende Theater, und die Traurige stieg wieder in den Keller hinunter und lachte dort, und einen Tag lang war sie nicht mehr traurig und hat nicht mehr schräg nach unten geblickt, aber nur einen einzigen Tag lang. Auch diese Magd wurde entlassen.

Da kam die Tochter des Bauern, ein rundes, fröhliches Wesen, das von der Schlechtigkeit der Welt noch keinen Schimmer hatte, und fragte: »Was kann ich tun, damit du nicht mehr so traurig bist!«

Keine andere Antwort bekam sie als: »Das trau ich mich nicht zu sagen.«

»Aber ich bin deine Freundin.«

»Bist du das?«

»Ja, das bin ich ewig und immer.«

Diesmal begnügte sich die Traurige nicht mit Seifenpulver und Rizinusöl, diesmal musste es ein Feuer sein.

»Was für ein Feuer denn?«, fragte die Bauerstochter, die von Kopf bis Fuß in die Traurige verliebt war und alles für die Traurige tun wollte ewig und immer.

»Wirklich alles willst du für mich tun?«

Ganz heiß floss es durch die Adern der Bauerstochter. »Alles.«

»Dann zünd die Scheune an!«, befahl die Traurige. »Wenn die Scheune brennt, das gibt ein Feuer, bei dem ich lachen kann. Dann bin ich nicht mehr traurig.«

Da hat die Tochter Streichhölzer genommen und hat eine ganze Handvoll davon angerissen und hat sie in das trockene Heu in der Scheune gesteckt, und die Scheune hat gebrannt, wie sich keiner erinnern konnte, dass jemals eine Scheune gebrannt hatte. Und die Traurige hat diesmal ihr Kopfkissen mit hinunter in den Keller genommen und hat es sich vor den Mund gepresst, so laut musste sie lachen. Man hätte es sonst bis auf den Hof hinauf gehört, wo sich die Feuerwehrmänner abmühten, damit die Flammen nicht auf den Stall und das Bauernhaus übergriffen.

Nur einen einzigen Tag hat sich die Fröhlichkeit im Herzen der Traurigen halten können, dann war sie wieder traurig wie eh und je und hat nach schräg



unten geschaut. Die Tochter aber ist weggeschickt worden, in die Stadt, wo eine Verwandte lebte, eine strenge Tante, die ein strenges Auge auf sie haben sollte.

Schließlich kam die Bauersfrau persönlich auf die Stube der Traurigen und sagte: »Sag doch, mein liebes, liebes, liebes Mädchen, sag mir doch, was kann ich tun, damit du nicht mehr so traurig bist!«

»Ich möchte auf dem Rappen reiten«, sagte die Traurige.

»Wenn es weiter nichts ist«, sagte die Bauersfrau.

»Aber ich möchte so lange auf dem Rappen reiten«, forderte die Traurige weiter, »bis er unter mir tot zusammenbricht.«

Der Rappen war das schönste Tier auf dem Hof, das schon so manchen Preis gewonnen hatte, und erst vor wenigen Tagen war dem Bauer die Idee gekommen, seine Wirtschaft auszubauen und eine Pferdezucht zu eröffnen, weil so viele Leute ihn schon gefragt hatten, ob es denn keine Nachkommen von dem Rappen gebe.

»Aber warum, liebes, liebes, liebes Mädchen«, fragte die Bauersfrau, »warum willst du so etwas Böses?«

»Weil ich böse bin«, war die Antwort.

»Ich dachte, du bist traurig.«

»Das denken alle«, sagte die Traurige, die wir von nun an die Böse nennen wollen.

»Das glaube ich nicht«, sagte die Bäuerin. »Ich weiß es besser. Ich weiß, dass du nicht böse bist. Ich weiß, dass du traurig bist. Und ich will alles tun, um dir zu helfen.«

Die Bäuerin glaubte nämlich, ihr allein kann es gelingen, die Böse zu erlösen. Dann, so dachte sie bei sich, dann werde dieses liebe Mädchen endlich erkennen, wer sie wirklich liebt, und dann wird alles gut werden. Also erlaubte sie der Bösen, den Rappen so lange zu reiten, bis er unter ihr tot zusammenbrach.

Diesmal stieg die Böse nicht in den Keller hinunter, diesmal lachte sie offen im Haus. So laut lachte sie, dass die Bauersfrau sich die Daumen in die Ohren drückte. Und als das nichts half, lief die Bauersfrau davon. Und als sie das Lachen auch auf dem Feld noch hörte, lief sie in den Wald. Der Wald aber war nicht dicht genug, und so lief sie weiter, lief an der Straße entlang, lief bis zur Stadt, mischte sich unter das Getümmel, fragte die Leute, ob sie auch das Gelächter hörten.

Was fehlt noch? Richtig: das Herz des Bauern.

»Deine Mägde hast du vom Hof geschickt«, sagte die Böse, »deine Tochter hast du verbannt, deine Frau ist dir davongelaufen. Nur ich bin noch da. Heirate mich!«

»Das will ich nicht tun«, sagte der Bauer.

»Dann werde ich weinen und nicht aufhören zu weinen«, sagte die Böse.

»Das halte ich aus«, sagte der Bauer.

Von nun an schaute die Böse noch steiler nach unten, und sie sprach noch

leiser als zuvor, und ihre Augenbrauen zitterten noch erbärmlicher, und immer waren ihre Wangen feucht, weil Tränen aus ihren Augen rannen. Sie weinte am Tag, und sie weinte in der Nacht. Sie legte sich in der Nacht auf die Schwelle zum Schlafzimmer des Bauern, und am Tag, wann immer er sich umdrehte, stand sie da und blickte schräg nach unten, und ihre Schultern zitterten, und sie schluchzte.

Schließlich hielt es der Bauer nicht mehr aus. Er wollte ein guter Mensch sein und kein schlechter Mensch. Wer einen anderen Menschen zum Weinen bringt, ist aber ein schlechter Mensch.

»Ich bin kein schlechter Mensch«, rief der Bauer, »nein, das bin ich nicht, ein schlechter Mensch bin ich nicht!«

Er heiratete die Böse. Und er war unglücklich bis an sein Lebensende.